

Oldenburger Universitätsreden

Nr. 8

Klaus Heinrich

**Zur Geistlosigkeit der
Universität heute**



**Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
1987**

VORWORT

Auf Einladung der Universität führte die Arbeitsgemeinschaft der Westdeutschen Studienberater im März 1987 in Oldenburg eine Fachtagung zum Thema "Examen - und was dann? Probleme mit dem Studiente" durch. Im Rahmen dieser Fachtagung hielt der Berliner Religionswissenschaftler und Philosoph Klaus Heinrich den Vortrag "Zur Geistlosigkeit der Universität heute". Nicht nur vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussionen um den drastischen Stellenabbau und die einschneidenden finanziellen Kürzungen an den (niedersächsischen) Universitäten und wissenschaftlichen Hochschulen verdient dieser Text Aufmerksamkeit. Er untersucht u. a. die Beziehung der Universitätsmitglieder zu ihrer Institution und geht der eigentlich zu jedem Zeitpunkt aktuellen Frage nach dem Auftrag der Universität in der Gesellschaft nach. Dem Autor geht es um eine Diagnose der Krisensituation der Universität. Seine Gedanken sind provozierend - vor allem für die Mitglieder der Universität.

Oldenburg, im August 1987

Friedrich W. Busch

KLAUS HEINRICH

Zur Geistlosigkeit der Universität heute

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich danke Ihnen für die Ehre, an Ihrer jungen Universität sprechen zu können. Vor nicht ganz dreißig Jahren habe ich das erste Mal in dieser Stadt einen Vortrag gehalten. Die gerade 10 Jahre alte Freie Universität Berlin war zu Universitätstagen eingeladen worden, die Gründung einer Universität Oldenburg stand damals, 1958, das erste Mal zur Diskussion. Wer weiß, ob unsere Vorträge damals die Gründungspläne befördert oder behindert haben. Jetzt ist Ihre Universität genau 10 Jahre alt, eine noch sehr junge, hoffnungsvolle Institution. Unbeschadet dessen werde ich einen, was die Institution betrifft, eher düsteren Vortrag halten müssen - erst in den letzten fünf Minuten hellt er sich ein wenig auf.

Die mir brieflich gestellten Fragen: ob "die Universität noch einen im emphatischen Sinne geistigen Auftrag hat", ob sie gegen staatliche Steuerungs- und Verplanungstendenzen noch "Widerstandskräfte" mobilisieren kann oder ob es nicht eher einen "wahrheitsverpflichteten Abschied von der Idee einer geistigen Einheit der Universität" zu nehmen gilt, lassen eine tiefe, heute weit verbreitete, in allen szientifischen und politischen Lagern geteilte Skepsis erkennen, und die Wahl des Titels für die folgenden Beobachtungen und Überlegungen - "Zur Geistlosigkeit der Universität heute" - räumt diese Skepsis nicht aus. Vorweg: ich muß diejenigen enttäuschen, die sich von dieser eher betulichen Formulierung im

Traktatenstil einen Katalog der Klagen erwarten. Ihn liefert jede Unterhaltung zwischen Universitätsmitgliedern heute, ich brauche ihn an dieser Stelle nicht zu wiederholen. Mir ist es hier um etwas sehr viel Realistischeres zu tun: eine Diagnose, die zwar, wie jede Diagnose, von den Symptomen ausgeht, aber nur, um dann so realistisch zu verfahren wie jener altägyptische Intellektuelle, der vor ca. 3 600 Jahren ein chirurgisches Lehrwerk, den heute so genannten Papyrus Smith, verfaßt und jeder seiner Diagnosen einen der drei folgenden Kommentare mitgibt: "Das ist eine Krankheit, die ich heilen werde" / "eine Krankheit, mit der ich kämpfen werde" / "eine Krankheit, die man nicht heilen kann". Sie sehen, das ist eine Anweisung für die Situation der Krise. Aber zuvor bedarf es einer sorgfältigen Bestandsaufnahme, dazu - in unserem Fall - einer Reihe historischer und geschichtsphilosophischer Reminiszenzen.

Ich beginne mit der Beziehung der Universitätsmitglieder zu ihrer Institution. Was jeden Angehörigen meiner Generation verblüfft, ist die totale Enterotisierung dieser Beziehung. Die Universität ist nicht mehr Haß- und Liebesobjekt, so wie zuletzt noch für die Generation der Studentenbewegung der 60er Jahre, die ihr unter heftigem Rütteln und Schütteln eine Liebeserklärung machte, die sie als Institution nicht verstand, und sie wird auch nicht mehr mit der Bitterkeit der Unverstandenen verteidigt. Es gibt keine Universitätsutopien mehr, und immer weniger ehemalige Universitätsutopisten werten dies als das Charakteristikum einer Umbruchszeit. Folgerichtig ist die Universität mit ihren Problemen auch dem öffentlichen Interesse abhandengekommen, das über erotische Idenfikation mit den Beteiligten viele Jahre lang an dem Scheitern dieser ihrer letzten Liebesbeziehung teilgenommen hatte. Und die Enterotisierung ist so komplett, daß nicht einmal der Rest von Schoßcharakter, den Institutionen sonst bieten, und mütterlicher Nährfunktion, die den Brüsten der Alma mater über Jahrhunderte hinweg verklärend

angedichtet worden war, zurückgeblieben ist: seit dem Assistenten- und Dozentenlegen, das die Generation nach der von einer wunderbaren Stellenvermehrung profitierenden, für ihre Mitwirkung an der technologischen Reform mit Lebenszeitprofessuren belohnten ereilt hat, bietet sie streng durchgeplante Wege in ein berufliches Nichts und Teilzeitjobs. Den geisteswissenschaftlichen Fächern ist fast nichts von geistiger Attraktivität geblieben, auch wenn diese sich zuletzt nur in Beschimpfungen oder Befehdungen äußerte - der enormen Vergrößerung der Institution (als wir 1948 die Freie Universität Berlin in den Westsektoren der Stadt gründeten, stellten wir sie uns bei vollem Ausbau, frühestens in den 60er Jahren, mit 6000 Studierenden vor, inzwischen faßt sie auf dem Papier 54 000 Studenten) korrespondiert der Auszug aus ihr: sei es, daß die Studierenden auf ihren Besuch verzichten, sei es, daß sie sie längst innerlich verlassen haben. Ich fürchte, ich gehe mit der Vermutung nicht fehl, daß hier die Lernenden das Verhältnis der Lehrenden zu ihrer Institution getreulich spiegeln. Was ist der Grund für einen derartigen Exodus?

Das Stichwort der Enterotisierung macht uns auf ein weiteres, das den Titel meiner Überlegungen dirigierende Stichwort aufmerksam: Geist ist ein Triebbegriff, ein zunächst weiblich konzipierter, später männlich okkupierter, von der ruah des Alten Testaments, dem pneuma und spiritus des Neuen an, bis hin zu Böhmes und Hegels Geistlehre. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in der von mir beschriebenen Atmosphäre den Geist vermissen - er läßt sich einem toten Verhältnis auch nicht implantieren. Die Enterotisierung des Verhältnisses zur Universität ist nur ein anderer Ausdruck für Geistlosigkeit. Natürlich gibt es für das, was wir da vermissen, Ersatz, und daß es sich da um eine Ersatzbefriedigung, richtiger: einen Ersatz für entgangene Befriedigung handelt, sehen wir an den Vorgängen der Fetischisierung, die die Ersatzwahl begleiten. Zwei Fetischpaare

vor allem sind es, die der Ministerialbürokratie der Länder und den großen, um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bemühten Gesellschaften vorweisenswert erscheinen: die Forschung und das Forschungsvorhaben, die Planung und die planerische Effizienz.

Nachdem die Figur des Naturforschers mit ihrem altertümlichen Pathos des Sich-Messens mit dem feindselig-verlockenden Partner Natur von einem strikt diszipliniert organisierten Wissenschaftsbetrieb abgelöst worden war, trat der Forschungsbegriff eine gänzlich unerwartete Karriere an: sein Gegenstand wurde so unendlich vielfältig und nichtsagend wie die Realität selbst. Statt der Frage: Was machen Sie? könnten Sie auch die andere stellen: Worüber forschen Sie?, und - ich sage es einmal überspitzt - statt sich Gedanken zu machen, was zum Beispiel die Aufgabe einer Universität sein könnte, wird geforscht. Jedoch nicht der Vorgang des Forschens selbst verdient Beachtung, sondern ein vermeintliches Vorstadium, in das alle Anstrengungen investiert werden: das Forschungs-Vorhaben. Seiner Ausarbeitung wird die gleiche Aufmerksamkeit zugewandt wie der feierlichen Bereitstellung aller Hilfsmittel und Ingredienzien in der mittelalterlichen Alchimistenküche. Jedoch das Wort signalisiert nicht nur einen sprachlichen und häufig auch sachlichen Leerlauf, sondern ein gestörtes Verhältnis zur Zukunft: mit Begriffen, die diese präsentieren, wird sie zugleich verdinglicht und für unerreichbar erklärt. Statt etwas vorzuhaben - was? es könnte ja ein Eingriff in die Aktionen der Selbstzerstörung sein, mit denen wir unsere Gattung weltweit beschäftigt sehen -, werden Vorhaben entworfen und ausgeführt.

Der neue Forschungspositivismus, der Reflexion verdächtig macht, hat eine einzige Kontrollinstanz, die ihm in die Sphäre der vorweg geronnenen Zukunft folgen kann: die Planung, und diese wiederum kennt nur ein einziges Maß der Effizienz - ein Wort, das doch einmal Wirksamkeit be-

deutet hatte -: daß sie einhaltbar ist, sich nicht selbst davonläuft und nicht hinter sich selber herhinkt. Planung also als Fortschrittsderivat, das die zeitlichen Schicksale der an einer Universität auf Dauer oder auf Zeit Beschäftigten mit einem größeren Ganzen verbinden soll. Doch nicht das Bewußtsein ihrer selbst, das die Universität der Gesellschaft geben könnte, so daß deren demokratischer und dieser ihr szientifischer Fortschritt letztlich einer sind, steht hier auf dem Spiel, sondern Verweildauer, Semesterwochenstunden, Kapazitäten. Der Eindruck einer Behörde drängt sich auf, die sich unablässig mit sich selbst beschäftigt, und der Narzißmus dieses Planungsspiels, demzufolge massenweise Potemkinsche Dörfer nicht bloß geduldet, sondern gefördert werden, erstickt die Planungsinitiative der empirischen Subjekte ebenso wie jeden Gedanken an Zukunftsplanung. Ich nehme an, Sie haben mit Ihren Studienplänen die gleiche Erfahrung gemacht wie wir: eine gleichsam zeitlose Planung, eine enge Kanonisierung von Stoffen und Methoden für den kleinen Hunger und den kleinen Durst, haben für die Entaktualisierung der Stoffe und Methoden gesorgt - denn immer sind es die Ergebnisse von gestern und vorgestern, die als Ergebnis langer Planungsprozeduren festgeschrieben werden. Diese Planung duldet keinen Spannungsbegriff. Aber seien wir realistisch: Planungs- und Forschungsfetischismus könnten sich nicht in dem Maße entfalten, wie sie es heute tun, hätte die Universität noch jene bewußtseinsbildende Aufgabe zu erfüllen, deren Erfüllung oder Nichterfüllung Gegenstand heftigsten Streits, der großen Methodenkämpfe, der politischen Eingriffe in die Universität und immer wieder ihrer Reformierung gewesen war (und offenbar, ich denke da nur an das Schicksal der neuen Universitäten in den sogenannten Entwicklungsländern, anderswo noch heute ist). Was ist geschehen, daß die Universitäten so unwichtig werden konnten, wie sie es heute sind? Was hat sie in nur wenigen Jahren so unpolitisch, so spannungs- und geistlos gemacht?

Ich möchte eine Reihe sich ergänzender Hypothesen aufstellen, die mir zu einer Diagnose unerlässlich erscheinen. Danach erst werden wir sagen können, ob es sich um eine Krankheit handelt, die wir heilen können, oder die wir bekämpfen werden, oder die unheilbar ist. Aber natürlich, wie bei jeder geistigen Erkrankung werden wir auch den Krankheitsbegriff selbst in Zweifel ziehen müssen. Bitte gestatten Sie mir erstmals eine kleine historische Reminiszenz.

Nach jahrhundertelangen Spannungen zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, in denen sich gattungsgeschichtlich sehr viel ältere Balancierungsversuche fortsetzten und reproduzierten (ich erinnere nur an die Rolle des Priesterkönigs neben dem Vertreter der politischen Gewalt), brachte die protestantische Reformation einen neuen Typus des Bündnisses von Thron und Altar hervor. Rosenstock-Huessy vor allem, in seinem frühen Buch über die europäischen Revolutionen, hat darauf hingewiesen. Nicht Priester, sondern, entsprechend dem vom Reformator selbst innegehabten Amt, die theologischen Fakultäten wurden zu Geist-Trägern erklärt. Dieser Anspruch ging auf die philosophischen Fakultäten über und, als diese im Gefolge der romantischen Berliner Universitätsreform nach der Napoleonischen Zäsur eine archaisierende geistige Erneuerung anstrebten, auf die Universität als ganze. Während die Modernität des Preußischen Staates, der selbst keine archaische Legitimation besaß, das Funktionieren als solches war, stellte die Universität erstmals stellvertretend die Sinngebungsfrage und beantwortete sie mit einer lawinenartig anschwellenden, vom Streit der Methoden und Schulen genährten Symbolproduktion. Wir können heute, wo sie diese Rolle eingebüßt hat, leicht das realhistorische Motiv bestimmen: Formen der Herrschaft, die um ihres Funktionierens willen die Subjekte selbst ergreifen müssen und diese doch nicht unmittelbar ergreifen können, sind auf eine gleichsam flächendeckende symbolische Vermittlung angewiesen. Insofern bedurfte

reale Macht immer der Ergänzung durch symbolische Macht, von der neolithischen Revolution bis heute, und auch die archaisierenden Tendenzen der politischen Romantik folgten einem durchaus zeitgemäßen, durch die Erfahrung mit der Französischen Revolution noch geschärften Appell. Ihm nachzukommen, war wichtiger als die mythologisierende Verbrämung, der zufolge das Verhältnis von Geist und Staat in seiner die Geschlechterspannung einbeziehenden Interpretation beliebig schwankte: zwischen matriarchaler und prophetischer Geistbeschwörung, weiblicher Allegorienbildung zum Schmuck des erhabenen Baus des Vaterlands (schon Kant nennt eine solche Kombination "prächtig") und dem gelungenen Rollentausch, nach dem ein männlicher Geist die weibliche Heimat beseelt und sie, die sich sonst leicht sperren könnte, z. B. kriegstauglich macht. Nicht verzichtet werden konnte auf die symbolische Erfassung als solche, darum blieb der 'Streit der Fakultäten' ein politisches Problem, das ebenso die Legitimation wie die Verbreitung des Machtanspruchs betraf.

Jetzt können wir eine Vermutung aussprechen, die die Plötzlichkeit erklärt, mit der in unserem Land eine verspätete Bonapartisierung des Bildungswesens, also die technologische Reform der Universität in den späten 60er und 70er Jahren - ihre Überführung in ein planerisches Polytechnikum, ihre Bürokratisierung zur Behördenuniversität -, erfolgte. Die Universität als Stätte der Symbolproduktion war obsolet geworden, weil wirksamere, d. h. unmittelbar taugliche Instrumente der Erfassung zur Verfügung standen. Ob und welcher Geist die empirischen Subjekte erfaßt, konnte damit, aller ängstlichen Beachtung des Kompetenzenlabyrinths der Bürokratie zum Trotz (auch hierin war sie die legitime Nachfolgerin der philosophischen Systeme), zur Privatsache werden. Das ist die geistige Szenerie, wie wir sie heute an Universitäten, dieser stummen Institution, vor uns haben: neben einer ölhäutigen Indifferenz, die privaten Freiraum

schützen soll und die sich mit warmherzigen ebenso wie zynischen Umgangsformen verträgt, die jungen und zunehmend auch älteren Pneumatiker mit sektiererischer Tendenz (wen der Sektegeist erfaßt, der springt direkt ins Heil, die Kirche muß die Last ihrer Geschichte mit allen Kontroversen um den rechten Geist weiterschleppen), Heilsgruppen und -grüppchen zu Gast auch in den Hörsälen der Höheren Schulen, Gurus in teils archaisierender, teils moderner geistiger Gewandung und - wie um den nicht mehr aufzubringenden Realwiderstand sinnfällig zu machen - ein in die heimischen ebenso wie die exotischen Kräuter schießendes "Wildes Denken" mit einer neuen Spielart des Egalitätsprinzips: einer alles gleichartig, gleichmäßig illuminierenden Diktion, in einer Hinsicht allerdings - der apokalyptischen nämlich - sich unterscheidend von den Pansakramentalismen vergangener Generationen. Übrigens hat auch die Friedensbewegung den Mangel an Realwiderstand erfahren müssen: symbolische Aktionen, vorgetragen mit älterem mythologischem und kultischem Inventar - der Schweigesitz auf der eigenen angestammten Erde, "Kette" bilden, die feierliche, den Marsch der Gattung beschwörende Prozession -, erregten die Staatsmacht nicht - wie anders dieses Ausbleiben der großen Emotionen als bei dem vergleichsweise viel bescheideneren Symbolgebrauch auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung. So gesehen, fällt die Diagnose leicht: eine Krankheit, die man nicht heilen kann; ist sie doch der Ausdruck einer realhistorischen Veränderung von noch gar nicht absehbarer Reichweite: der Einführung einer nicht länger der symbolischen Repräsentation bedürftigen flächendeckenden Herrschaftsmacht und Kontrolle.

Aber die Diagnose ist unzureichend. Wir müssen fragen, wo unsere Utopien geblieben sind, wieso mit dem staatlicherseits benötigten symbolisch-repräsentativen Geist auch der kritische Geist, der Widerstandsgeist der Universitäten verschwunden ist, und wir müssen die an spätantike Vorbilder

erinnernden pneumatischen Privatisierungstendenzen so symptomatisch nehmen, wie sie sind. Zunächst: was hatten wir uns denn nach diesem Krieg von unseren Universitäten erhofft? Gestatten Sie mir eine Reihe von persönlichen Bemerkungen und Reminiszenzen.

Die Universitäten nach dem Ersten Weltkrieg, unbesorgt um Geistespräsenz, stilisierten sich als ein Ort gesteigerten geistigen *L e b e n s* - Wissenschaft und Leben, Universität und Leben hießen die Parolen, Weltanschauungs-Philosophien wurden auf ihre Lebenstauglichkeit hin geprüft und konsumiert, und die fast widerstandslose Gleichschaltung der Universitäten im NS-Staat spielte diesen Anspruch aus und definierte die Universität als den Ort der Geistträgerschaft (das Wort 'Geistträger' ist dem Wort 'Hoheitsträger' nachgebildet) für ein neues, scilicet völkisches Leben contra einen zersetzenden, scilicet jüdischen Geist. Die Universitäten nach dem Zweiten Weltkrieg, auch wenn sie einen Schnitt zu machen meinten, traten dieses Erbe an. Was wir uns erhofft hatten, die wir im Winter 1945/46 zu studieren begannen, mit der Utopie eines von Grund auf erneuerten Lebens und äußerstem Mißtrauen gegenüber jeglichem Lebens-Begriff, war eine Universität als Ort der geistigen Präsenz, die vor keinem noch so zersetzenden analytischen Unternehmen zurückschreckt - denn nur in derartigen Unternehmungen sahen wir die Widerstandsfähigkeit des Geistes am Werk. Doch der Gebrauch auch dieses Wortes 'Geist' blieb uns suspekt, zumal die Redewendung vom 'Ungeist' der Nazizeit, der nunmehr wieder dem Geist der Tradition das Feld zu räumen hätte, die eigene Mitverantwortung verdrängen half. Die große Universitätsreform stand vor der Tür, sie hatte mit einer Reform der Gesellschaft einherzugehen, und den Universitäten fiel die Rolle zu, einer sich erneuernden Gesellschaft das Bewußtsein ihrer selbst zu geben. Diese unsere Hoffnung entpuppte sich schon bald als Fiktion. Auch die Gründung einer freien Universität in den

Westsektoren der Stadt Berlin, contra Stalinismus und NS-Reaktion, vermochte daran nichts zu ändern. Allenfalls, daß die Studentenunruhen stärker und nachhaltiger als an westdeutschen Universitäten von dieser Universität ihren Ausgang nahmen, hatte etwas mit unserer Utopie von damals zu tun. Bitte erinnern Sie sich: es begann mit einem antiautoritären Protest, und er galt den überlebenden Autoritäten, den leibhaft Nachlebenden des NS, die aus gespenstischen Zwischenwesen wieder zu Fleisch und Blut zurück oder, richtiger, nach vorn gefunden hatten.

Jetzt sehen Sie: wovon ich eingangs sprach, die Enterotisierung des Verhältnisses zur Universität nach der letzten Liebeserklärung, der der Studentenbewegung an sie als eine kritische geistige Institution, läßt sich durchaus auch realistisch deuten. Die Studentenbewegung, mit aller ihr zur Verfügung stehenden symbolischen Energie, hatte ein letztes Mal ein spirituelles Harmonieprinzip durchzudrücken versucht: die Verwirklichung der eigenen Bedürfnisse (Frustration war ja das Stichwort der Zeit), die der Universität als Institution und die der Gesellschaft als ganzer hätten zuletzt ein-und-die-gleiche zu sein. Das war nicht weit entfernt von der Hegelschen Utopie des Geistes, jedenfalls näher ihr als der Marxschen Einsicht in die antagonistischen Interessen der Klassen oder dem Freudschen Modell eines auf Verdrängungen aufruhenden Selbst. Daß der Aufruhr, den jene Studentengeneration in die Universitäten brachte, dem Staat nicht ungelegen kam, ihn vielmehr zur schnelleren Durchsetzung seines technokratischen Reformmodells befähigte, machte symptomatisch einen sehr viel weiter reichenden Zusammenhang klar: das Bedürfnis, sich des Geistes der Universitäten zu versichern, war bereits erloschen. Nicht mehr ein Gegen-Geist, sondern bloß noch die Funktionsstörung, der Sand im Getriebe wurden wahrgenommen - jedenfalls dort, wo nicht erotische Beziehungen zur Alma mater auch den Blick der Reformen trübten und sie dem Ideal einer de-

mokratischen Erneuerung der Universität, wieder einmal einer von Grund auf, nachjagen ließen. Aber derartige Ideale verflogen schnell oder blieben doch nur als, mit Hegels Wort, der Eigensinn zurück, den der ins Private rückgewendete Anteil des ehemals Allgemeinen, Allgemeinverbindlichen, behauptet. Und auch der große Lärm einer infektiösen Kulturrevolution, an dem alle Seiten sich beteiligten: Stadt und Staat nicht minder als die Universität, deren studentischen Protagonisten man ihn zum Vorwurf machte, signalisierte einen alle Beteiligten miteinander verknüpfenden kollektiv-verbindlichen Prozeß. Ich möchte das mit einem Vergleich erläutern. So wie das Traumszenario der Träumer im ausgehenden 19. Jahrhundert die Kleinfamilie, die zur ökonomischen Reproduktion des Lebens nicht mehr benötigt wurde, zum Ort des Ausagierens der zentralen gesellschaftlichen Konflikte machte - dies ja der Realgrund für die großen gesellschaftstheoretischen Entdeckungen Sigmund Freuds -, so machte das gesellschaftliche Szenario der Universitäts-Unruhen diese, deren institutionelle Bedeutung gleichfalls peripher geworden war, zum Ort des Ausagierens eben jenes Schocks, der uns heute erst allmählich zum Bewußtsein kommt: daß es des Geistes zur Erfassung länger nicht bedarf. Daß funktionierende Institutionen geistlos sind, war schon die Lehre, die der Preußische Staat uns erteilt. Aber immerhin war er darum auch der Erbe der Frühromantik, und von deren Geist- und Phantasie- und Ganzheitsträumen, deren er subjektiv zu seiner Durchsetzung ebenso bedurfte wie objektiv des Hoheitsträgers in allen Klassen und Schichten, vom Staatssekretär bis zum Schalterbeamten, lebte noch jener letzte laute Kampf der Geister an der Universität. Heute finden derartige Kämpfe an ihr nicht mehr statt, freischaffende Elitedenker müssen sich nach einem anderen Forum umsehen, und den lohnabhängigen Denkermassen, Nachfahren

des preußischen Denkbeamten, droht mit der Berufs- zugleich Berufslosigkeit.

Jedoch das verschärft nur unsere Frage: Wo ist die geistige Präsenz geblieben, die wir uns nach dem letzten Krieg erhofften? War das Bedürfnis, an ihr teilzuhaben, geknüpft an den Besuch der Institution Universität? Oder teilten wir es nicht vielmehr mit der Gesellschaft im ganzen, unbeschadet dessen, ob jedes ihrer Mitglieder es derart auszusprechen und zu formulieren mußte? Ich muß noch einmal eine Hypothese bilden, die auszusprechen bitter ist und mir im Raum der Universität besonders schwerfällt. Der Ort der geistigen Präsenz heute ist die analphabetische Massenpresse - Sie sehen, der Kampf der rebellierenden Studenten gegen den Springer-Konzern hatte der einzigen ernstzunehmenden Konkurrenz gegolten -, sie ist das Zerrbild der täglich sich erneuernden Universalität, die eine Universität nicht mehr herzustellen vermag, und hält ihr den Spiegel vor, ähnlich wie, seit der Departementalisierung des Bildungsbegriffs, die Halbbildung der Bildung. Gestatten Sie mir noch einmal eine historische Reminiszenz. Der alte Traum von Geistesgegenwart, den schon die Attribute des christlichen Gottes widerspiegeln: Allgegenwart, Allwissenheit, dazu die Tiefendimension des Triebes in den Aktionen des deus absconditus, die sich mit der Funktion des Weltenrichters wohlverträgt, waren früh schon auf die Figur des europäischen Intellektuellen übergegangen. Seit der Renaissance tritt intellektuelles Urteilsvermögen mit Weltenrichterattitüde auf und Intellektualität als solche mit allen göttlichen Geist-Attributen. Es war schon eine Station in dem szientifischen Ernüchterungsprozeß, der das Ausbleiben des Vernunftreichs begleitet hat und die Figur des Fortschritts der Gattung auf die Figur des szientifischen Fortschreitens bis hin zu den heute von einem ordentlichen Forschungsvorhaben verlangten 'Forschungsschritten' reduziert, daß das Vitalsubjekt draußen blieb und das Reflexionssubjekt um seine emotio-

nalen und affektiven Qualitäten - noch einmal: Geist ist ein Triebbegriff, denn er steht für das Lebendige, das eine Richtung hat - beschnitten wurde. Daß damit ein alter menschlicher Traum beschnitten wurde, lehrt der Erfolg der Massenpresse. Wo sonst haben Sie diese Präsenz, in der das Simultané von Ereignis, Kommentar und Urteil, zugleich mit der ihm zukommenden affektiven und moralischen Identifikation, gewissenlos vorgelebt wird? Wie hätte solche Geistesgegenwart, in Reflexion zerlegt und dennoch mit der Hoffnung auf ein Zugleich der Qualitäten, an einem Ort, der gesellschaftliches Bewußtsein gewissenhaft bildet, auszusehen? Hätte die Universität ein solcher Ort zu sein vermocht? Wohlgemerkt: Gewissen, syneidesis, ist doch diese Wahrnehmung des Getrennten, das eben darum keine Ruhe läßt und nicht zum Schweigen gebracht werden kann, bis es in die Balance der personalen Verfassung ebenso wie der gesellschaftlichen aufgenommen ist. Der Gesellschaft das Bewußtsein ihrer selbst zu geben: diese vornehmste Aufgabe einer Universität, die ich Ihnen zu benennen mußte, ist heute dem allgemeinen Symbolesterben, der institutionellen Geistlosigkeit der Universität zum Opfer gefallen. Aber ist sie darum auch als wissenschaftliche Utopie gestorben?

Ich muß Ihnen ein letztes Mal einen Umweg zumuten, der scheinbar weit Auseinanderliegendes miteinander verknüpft - die Symptomatik der sektiererischen Pneumatiker heute, die Massenpresse (oder sagen wir ruhig: das Massen-Medium insgesamt inclusive der medialen Atmosphäre des öffentlichen Lebens) und den Gattungsprozeß. Erst danach werden wir jene Form von aktueller 'Geisteskrankheit' deutlicher in den Blick bekommen, die wir zwar nicht heilen, aber bekämpfen können - wenn nicht mehr als Institution Universität, so doch in den einzelnen Wissenschaften, den an ihr oder außerhalb ihrer betriebenen. Ich muß, in holzschnittartiger Manier, von psychischen Dispositionen reden,

aber jetzt kann ich an Ihnen allen gemeinsame Erfahrungen appellieren.

Wir haben die Faszination der Massenpresse erst nur sehr ungenügend beschrieben, den immer gleichen Inhalt nicht benannt: katastrophische Ereignisse, die in Bild und Schrift von den Schautafeln winken, die, Wahlplakaten gleich, auf öffentlichem Straßenland aufgestellt sind. Katastrophenfaszination in Comics und eigens dafür erfundenen Kinoserien hat das pornographische Genre auf den zweiten Platz verwiesen, soweit es sich nicht selbst mit katastrophischer Faszination behauptet. Es wäre verkehrt, dies abzutun als ein Massenphänomen unter dem Strich - Katastrophenfaszination spricht ebenso aus der Ereignis-Philosophie unserer Tage wie aus der Verwandlung aller nur erdenklichen öffentlichen Zurschaustellungen in Ereignisse und Ereignisketten, von dem halluzinogenen Effekt der in die Straßenfronten eingblendeten postmodernen Architektur (statt mit der Lebensveränderung, dem großen Ziel der architektonischen Moderne, arbeitet sie mit der Bewußtseinsverrückung) bis zum Kauf-Ereignis im Warenhaus, der psychedelischen Boutique und dem permanenten Festspielrummel unserer Städte. Hier wird, so meine These, eine psychische Disposition gesetzt. Das pneumatische Ereignis, der zu Ereignisketten stilisierte alltägliche Konsum und die Gier, teilzunehmen an den neuesten horrenden Ereignissen auf dieser Welt, sind allesamt Formen der Einübung in die Katastrophe. Hier treffen sich der ordinäre und der exklusive Geist, und so wie Heideggers 'Eigentliches Selbstsein' einmal eben die Qualität der Entleerung hatte, die dem allgemeinen Bewußtsein widerfuhr, und unter dem als 'uneigentlich' diffamierten 'Man' sich die letzten Widerstehensqualitäten der parlamentarischen Demokratie verbargen, so ist heute das ins Jenseits von Enttäuschung und Nichtenttäuschung, also der Dialektik unserer realen Welt, gerückte pneumatische 'Ereignis' ein Deckwort für Katastrophe, die in ein Heilsver-

sprechen umgedeutet wird, und der Widerstand dagegen verdampft in den adventistischen Zurüstungen zum Katastrophen-Empfang.

Natürlich ruht dies auf einer sehr viel länger dauernden Bewegung auf. Subjektivität, potentiell die jedes einzelnen Individuums, hatte für Kant noch den Zusammenhang der Welt verbürgt. Aber eben dieser war schon in seinem System fragwürdig geworden, subjektlos war bereits das Funktionieren der Erkenntnis produzierenden Kategorien selbst. Deren Automatismus hatte bereits eine handfeste Entlastungsfunktion, jedoch an einem moralisch verantwortlichen Subjekt wurde festgehalten. Faszination der Subjektivität, spätestens manifest in der den Lebensstrom mit seiner bürokratischen Verarbeitung zur Deckung bringenden Husserlschen Phänomenologie, äußert sich gesellschaftlich erst in den Bewegungen dieses Jahrhunderts, am unverhülltesten in der ohne Beiwort auftretenden nationalsozialistischen, 'der Bewegung'. Immer hatte sich die Annäherung an den gesuchten 'anderen' Zustand in Form des Subjekttauschs abgespielt: die Bewegung, der ich mich anschließe, ist die, die nach mir greift - ich will von ihr ergriffen werden. Und abermals ist hinzuzufügen: Heideggers minutiöse Schilderungen des Subjekttauschs in der Figur der 'Kehre' treffen, unter der Maske des exquisiten Denk-Ereignisses, die NS-Alltagswirklichkeit. Doch von dem Moment an, wo das Wort 'Ereignis' die Bewegungsschilderungen ersetzt, ist eine neue, totalisierende Qualität der Vereinnahmung erreicht, die sich in ihrer philosophischen Präsentation der kategorialen und konditionalen Unüberbietbarkeit rühmt: dies das Signum der letalen Katastrophe.

Aber so wenig sie, sofern sie eintritt, das Eine Große Ereignis wäre, zu dem initiatorische Erwartung sie stilisiert, sondern von qualvoll langem ungleichzeitigem Leiden und Siechtum begleitet wäre, so sehr ist auch ihre Faszination ein Amalgam. Ich benenne drei Konditionen in unserem Land,

die dieses Amalgam erzeugen helfen: erstens die nationalistischen, zuletzt nationalsozialistischen Enderwartungen, die sich von der insgeheim angesteuerten Katastrophe in ein jenseitiges Ereignis überhöht und verfestigt haben; zweitens eine uralte apokalyptische Faszination, die der Zentralfigur des christlichen Glaubens und ihrem Sterben aufgebürdet wurde, als das erwartete Weltende nicht eintreten wollte, und die nun in dem ‚Ereignis des Glaubens‘ selbst unablässig weitergeschleppt und, zumindest in seiner protestantischen Spielart, eingeübt werden muß; drittens die in Phantasie und Realität nahegerückte selbstgemachte Katastrophe der Gattung Mensch, die gleichsam domestiziert und eingemeindet wird in den unzähligen initiatorischen Vorwegnahmen - und die schließlich selbst, so wie für zahlreiche Katastrophen-denker heute, in einen großen Durchgang umgedeutet werden muß. Daß sie, außer für die Direktbetroffenen, sinnlich nicht mehr erfaßbar ist (die Lehre, die uns Tschernobyl erteilt), so wie schon der Knopfdruck nicht mehr sinnlich vermittelbar mit dem, was er auslösen soll, hat ihr eine zusätzliche, geradezu spirituelle Faszination verliehen: die Gegenwart des unsichtbaren Geistes. Ich lasse es bei diesen Hinweisen bewenden und komme zu einer meinen Vortrag abschließenden, zweiteiligen Diagnose.

Erstens: Wenn die vorgetragene Hypothese über Katastrophenfaszination stimmt, so ist deren Analyse und, auf ihr aufbauend, der Versuch, die sie bestimmende psychische Disposition zu verändern, das vorrangige Ziel einer Aufklärung heute. Der Geist dieser Faszination, der eine im übrigen zentral erfaßbare und steuerbare Gesellschaft ergriffen hat, kann nicht durch einen anderen verdrängt, sondern muß seinerseits übersetzt und in Widerstand verwandelt werden. Die Institution Universität ist unfähig dazu. Sie hatte dem apokalyptischen Geist einmal selbst eine theologische Heimstatt geboten, dann hatte sie sich seiner Verwandlung in eine Reichsidee und schließlich deren letaler

Exekution gefügt. Ihre Erneuerung schließlich als Stätte der Geist-Präsenz war in zwei Anläufen mißglückt, dem der Nachkriegsgeneration und dem der Studentenbewegung. Neue apokalyptische Versuchungen hatten sie gerade in dem Moment getroffen, als der Kampf der Geister an ihr erlosch, weil staatlicherseits ‚Geist‘ zur flächendeckenden Repräsentation des Staates nicht mehr benötigt wurde.

Zweitens: Die Frage, ob Wissenschaften noch zum Widerstand befähigt sind, geht von prinzipiell anderen Voraussetzungen aus. Wissenschaften, anders als die Institution Universität, können auf Reflexion nicht verzichten. Die okzidentale Wissenschaft war niemals das reine Forschungsunternehmen, als das sie heute unter Effizienzgesichtspunkten deklariert und an ihre Käufer gebracht wird. Sie war als ein Unternehmen gegen Angst entstanden - nicht die existenzphilosophische Kategorie ‚Angst‘, die die reale Angst hinter sich verschwinden läßt, sondern ganz banale, materielle und spirituelle, Ängste. Eine mythologisierende Romantik, die heute ihre denkerische Wiederauferstehung feiert, hatte dieses Ziel für flach erklärt. Heute haben wir es, um unseres Überlebens willen, in allen wissenschaftlichen Disziplinen zuerst mit diesem vermeintlich flachen Ziel zu tun. Dabei hat sich der Wissenschaftsbegriff zugleich geschärft und geweitet: geschärft, weil er sich, wie bei Steinzeitmenschen, aufs Überleben konzentriert; geweitet, weil der einzige Singular, der jetzt noch gilt, der der Gattung als ganzer ist. Mit Blick auf ihn bestimmen sich die Gegenstände aller Wissenschaften heute, und: dieser Singular ist an die Stelle des Singulars Universität getreten. Deren dreigeteilte Struktur - verschulte Lehre, in der den Studentenmassen widerfahren soll, was für Massen taugt; behördenartige Selbstverwaltung, die ihre Angehörigen auf Dauer zu Funktionären einer Zentralverwaltung macht, unabhängig von der eigensinnig festgehaltenen hochschulpolitischen Konfliktfassade; Forschung endlich, die an ihr in eben dem Maße gemimt wer-

den muß, wie sie realiter aus Zweckmäßigkeit- und Kostengründen aus ihr ausgelagert wird - vermag mit diesem Singular nichts anzufangen. Damit ist den Wissenschaften, jeder einzelnen von ihnen, eine ungeheure nichtinstitutionelle Verantwortung zugewachsen. Wo sie diese wahrnehmen, bilden sie eine - lassen Sie mich diesen sehr altertümlichen theologischen Begriff aufgreifen und ihn in einer das Wort *ecclesia* ersetzenden Paraphrase verwenden - *universitas invisibilis*. Sollte diese einmal sichtbar werden, hat sie es nicht staatlicher Organisation, sondern wissenschaftlicher Initiative zu verdanken. Für die bestehende Großbehörde Universität folgt daraus: ihre Mitglieder sollten sich so benehmen, als stünden sie bereits allein auf weiter Flur (sie tun es, was die altgewohnte Bindung von Institution und Geist betrifft, in der Tat), und sich auf die alten Ziele der Wissenschaftsdemokratie besinnen. An ihnen sollten alle Kompromisse ausgerichtet sein, die wir mit einer toten Institution treffen müssen, die wohl Gehalt und Häuser bietet, aber kein geistiges Echo mehr - nicht einmal dies als das geringste Maß von institutioneller Reflexion heute.

Als der Soziologe Helmut Schelsky nach dem Krieg die Frage stellte: Ist Dauerreflexion institutionalisierbar? und sie verneinte, trat er auf die Seite der reflexionslosen Institution. Sie ist die Kehrseite, das Deckblatt sozusagen, der von mir skizzierten Katastrophenfaszination - eines der vielen psychotischen Verhältnisse heute. "Eine Krankheit, mit der ich kämpfen werde": das können wir heute nicht mehr als Repräsentanten dieser Institution, sondern nur noch als einzelne, der Gattung verantwortliche Wissenschaftler sagen.

Bitte gestatten Sie mir zum Abschluß ein persönliches Wort: Wissenschaftsdemokratie - damit meine ich kein elitäres, sondern ein tendenziell allgemeines, heute eher wieder avantgardistisch zu nennendes Unterfangen. Ich stelle mir vor, daß es bei vielen auf Verständnis stößt, die das Unbehagen an der Institution Universität - die allgemeine Univer-

sitätsverdrossenheit - teilen, auch und gerade unter den Verwaltungsbeamten, in Berlin 'andere Dienstkräfte' genannt, an den Hochschulen selbst. Auch sie haben ein Stück ihres Selbstbewußtseins verloren: sie sind um die Mitbestimmung, die ihnen die Universitätsreform versprochen hatte, geprellt, auch sie leiden unter dem rechtsstaatlich bedenklichen Verfahren der Ministerialbürokratie, um kurzfristiger taktischer Vorteile willen die verfassungsartigen Rahmenbestimmungen des Hochschulrechts von Fall zu Fall zu modeln. Und noch einer anderen Gruppe von Universitätsmitgliedern, die heute einen nur sehr ungenügenden Kontakt mit ihrer Alma mater unterhält, könnte die Reflexion der Gattung in den Wissenschaften wieder Anreiz bieten, sich auf diese anders als unter beruflichen Planungs- und Effizienzgesichtspunkten einzulassen - ich meine die Studenten. Ihr Exodus signalisiert, daß sie mehr von ihrer Universität erwarten, als diese ihnen bieten kann.

Das Ende der Universitätsutopie ist beileibe nicht das Ende der Utopien. Ein institutioneller Abschnitt unserer Wissenschaftsgeschichte ist vorbei. Vielleicht gewinnen wir einen klareren Kopf, wenn wir nicht länger den Geist einer Institution zu retten versuchen, sondern uns selbst.

KLAUS HEINRICH (1927)

Dr. phil., o. Professor für Religionswissenschaft auf religionsphilosophischer Grundlage an der Freien Universität Berlin. Studium seit 1945. Studentischer Mitbegründer der FU 1948. Promotion in Philosophie 1952, Habilitation in Religionswissenschaft 1964, Lehrstuhl 1971. Bücher: Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen (1964), Parmenides und Jona / Vier Studien über das Verhältnis von Philosophie und Mythologie (1966), tertium datur / Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik (Dahlemer Vorlesungen 1) (1980), Vernunft und Mythos / Ausgewählte Texte (1983), anthropomorphe / Zum Problem des Anthropomorphismus in der Religionsphilosophie (Dahlemer Vorlesungen 2) (1986), Das Floß der Medusa / Drei Studien zur Faszinationsgeschichte (im Erscheinen).